

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Martin Dornes

Die Modernisierung der Seele

Kind – Familie – Gesellschaft

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	11
Kapitel 1 Kindheit heute: Ein problemorientierter	
Überblick	19
Einleitung	19
Medien	20
Der Einfluss der Medien: Ein Verfallspanorama	20
Historische Relativierungen des Verfallspanoramas ..	23
Systematische Relativierungen des Verfallspanoramas	26
<i>Medienkonsum: Umfang und Folgen im Überblick</i> ..	26
<i>Medien und Sozialbeziehungen</i>	32
<i>Generation Porno?</i>	34
<i>Fazit</i>	38
<i>Was heißt Sozialisation durch Medien?</i>	40
Zeitmangel in der Familie	43
Auflösung der Familie und Bindungsschwäche	52
<i>Scheidungsfolgen</i>	53
<i>Bindungsschwäche</i>	56
<i>Historisches zur Auflösung der Familie</i>	65
<i>Abnehmende Kinderzahl</i>	66
<i>Zwischenbilanz</i>	68
Konflikte	70
<i>Konflikte und Zufriedenheit in ehelichen</i>	
<i>Beziehungen</i>	70
<i>Konflikte und Zufriedenheit in Eltern-Kind-</i>	
<i>Beziehungen</i>	75
Schule	78
<i>Leistungsdruck und Leistungsfähigkeit</i>	78
<i>Schulzufriedenheit</i>	82

Freizeit	88
Verlust der Familie als schützende Hülle?	90
Die Lebens- und Familienzufriedenheit heutiger Kinder: Eine Bilanz	95
Kapitel 2 Die Situation der Erwachsenen	101
Einleitung	101
Narzissmus	102
Symbolisierungsmängel	107
<i>Bilderflut</i>	112
Theoretische Kurzschlüsse zwischen Individual- und Gesellschaftsdiagnosen	114
Exkurs: Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitäts- störung als Zeitkrankheit	118
Körperstörungen und Körperkult	125
<i>Exkurs: Tattoo und Piercing</i>	129
<i>Wo bleibt das Positive?</i>	133
Verschwindender Geschlechter- und Generations- unterschied	135
Medizintechnik und Medikamente	139
<i>Grundsätzliches</i>	139
<i>Vorkommenshäufigkeiten</i>	145
<i>Noch einmal: Desymbolisierung</i>	148
<i>Noch einmal: ADHS und Ritalin</i>	150
<i>Noch einmal: Grundsätzliches</i>	152
Fazit	154
Kapitel 3 Neue Freiheiten: Von der Selbstverwirklichung zur Selbsterfindung	156
Einleitung	156
Die Theorie der Selbsterfindung	157
<i>Exkurs: Begriffliche Fragen</i>	159
<i>Fortsetzung</i>	160
Die Bedeutung der Selbsterfindung – kritisch betrachtet	169
<i>Philosophische Einwände</i>	171
<i>Soziologische Einwände</i>	173
<i>Entwicklungspsychologische Einwände</i>	178

<i>Psychoanalytische Einwände</i>	182
Essentialismus und Konstruktivismus:	
Eine Annäherung am Beispiel der Jugendgewalt	187
Resümee	189
Nachgedanken: Ablösung der Eltern durch Gleichaltrige?	191
 Kapitel 4 Adoleszenz, Autoritätsverlust und	
Erziehungsprobleme	201
Einleitung	201
Teil 1: Wandel der Adoleszenz	202
Entstrukturierung	202
Entkonfliktualisierung: Pro und Contra	204
<i>Strukturalistische Argumente</i>	205
<i>Psychoanalytische Argumente</i>	208
<i>Zwischenbilanz zur Entkonfliktualisierung</i>	210
Adoleszenz als Entwicklungsbruch?	213
Teil 2: Autoritätsverlust und Erziehungsprobleme ...	217
Konfliktvermeidung	217
Leben Erwachsene und Kinder in verschiedenen	
Welten?	220
<i>Pro Abstandsvergrößerung</i>	221
<i>Contra Abstandsvergrößerung</i>	224
<i>Zwischenbilanz zum veränderten Generationen-</i>	
<i>abstand und Autoritätsverlust</i>	226
Ist demokratische Erziehung überhaupt möglich? ...	230
Erziehungsprobleme: Eine Bilanz	233
Warum Katastrophenszenarien so weit verbreitet	
sind	244
 Kapitel 5 Die veränderte Integration in die Gesellschaft	252
Einleitung	252
Teil 1: Die »Privatisierung« der Erziehung	253
Familie und Gesellschaft: Überwärmung	254
Familie und Gesellschaft: Unterschiedliche Hand-	
lungslogiken	256
Identifizierungsschwäche und das Verblassen des	
Allgemeinen	258

Psychoanalytische Überlegungen zum Verblassen des Allgemeinen	263
<i>Krise der Vaterschaft?</i>	264
Teil 2: Soziologische Überlegungen zum Verblassen des Allgemeinen	267
Sozialpsychologische Implikationen	275
Teil 3: Führt Individualismus zum Schwinden von sozialem Engagement und Solidarität?	279
 Kapitel 6 Der Erziehungswandel und seine Folgen für die Psyche: Die postheroische Persönlichkeit	293
Einleitung	293
Teil 1: Erziehungswandel	295
Teil 2: Autonomieentwicklung	300
Begriffsklärung	300
Gefahren für die Autonomieentwicklung	303
<i>Fürsorgliche Belagerung</i>	303
<i>Parentifizierung</i>	303
<i>Zugemutete Autonomie</i>	305
<i>Hotel Mama</i>	307
Empirische Überprüfung der Gefahren	307
<i>Fürsorgliche Belagerung</i>	307
<i>Parentifizierung</i>	308
<i>Zugemutete Autonomie</i>	310
<i>Hotel Mama</i>	312
Zwischenbilanz zur Autonomieentwicklung in der Familie	315
Nachgedanken: Autonomie außerhalb der Familie ...	316
Teil 3: Strukturwandel der Persönlichkeit	318
Charakterstärke und Charakterstarre	318
Charakterstärke und Charakterflexibilität	324
Empirische Belege	327
<i>Identitätswandel</i>	327
<i>Flexibilität, Belastbarkeitsschwund, Bewältigungs-kompetenz</i>	329
<i>Bindungsfähigkeit und Kreativität</i>	331
<i>Kontextsensitive Moralentwicklung</i>	333
<i>Liberalisierte Sexualität</i>	336

Begriffliche Probleme	341
Teil 4: Welche makrosozialen Entwicklungen verunsichern die Psyche?	343
Fazit	349
 Kapitel 7 Weitere Überlegungen zum Verhältnis von kulturellem und psychischem Wandel	 353
Einleitung	353
Teil 1: Interaktion und psychische Strukturbildung ..	353
Psychische Bearbeitung	353
Überich	354
Familienrealität und Neurose	359
Trennung und Phantasie	361
Selbstsozialisation	363
Fallbeispiele	366
Sexualität I	368
Sexualität II	373
Teil 2: Zum Verhältnis von psychischer Struktur, in- dividuellem Symptom und kultureller Neubildung ..	376
Resümee	381
 Kapitel 8 Haben psychische Krankheiten zugenommen?	 384
Einleitung	384
Historisches	385
Exkurs: Erschöpfung und Burn-out	387
Fortsetzung: Historisches	389
Krankheitshäufigkeiten und Befindlichkeitsstörungen bei Erwachsenen	392
<i>Krankschreibungen</i>	395
<i>Druck am Arbeitsplatz</i>	399
Krankheitshäufigkeiten und Befindlichkeitsstörungen bei Kindern und Jugendlichen	400
<i>Fragebogenuntersuchungen</i>	402
<i>Das Problem der Vorverlagerung psychischer Erkrankungen</i>	406
<i>Weitere Studien</i>	408
<i>Weitere Probleme</i>	412
Krank oder unerzogen?	414

Rückblick und Ausblick	421
Nachgedanken	427
Danksagung	430
Literaturverzeichnis	431
Namen- und Sachregister	505

Einleitung

Seit Ende der 1960er Jahre ist in vielen Familien eine Veränderung der Erziehungseinstellungen und -praktiken zu beobachten, die man in Kurzform als Verschiebung »vom Befehl zum Verhandlungshaushalt« kennzeichnen kann. Nicht nur die Beziehung zwischen den Geschlechtern ist egalitärer geworden, sondern auch die zwischen Eltern und Kindern. Diese »Demokratisierung« der Eltern-Kind-Beziehung hat zu vielerlei Hoffnungen und Befürchtungen Anlass gegeben, wobei in jüngster Zeit die Befürchtungen zu überwiegen scheinen. Kinder und Jugendliche sollen unter dem Einfluss einer liberalisierten Erziehung zunehmend aus dem Ruder laufen: Verhaltensstörungen, Aufmerksamkeitsdefizite, Aggressivität und Gewalttätigkeit sowie subklinische Phänomene wie Unhöflichkeit, Mangel an Leistungsbereitschaft und Anspruchshaltung sollen das Ergebnis einer übermäßig nachgiebigen Erziehung sein, welche die Kinder schlapp, verwöhnt und undiszipliniert macht und damit ihre Entwicklung bedroht.

Auch andere Faktoren wie Patchworkfamilien, Einelternfamilien, mütterliche Berufstätigkeit und der wachsende Einfluss aggressiv oder sexuell aufgeladener Mediendarstellungen geben Anlass zur Besorgnis. Gehetzte, zeitknappe oder interesselose Eltern »parken« ihre Kinder vor diesen Medien, und die Kinder reagieren darauf mit den beschriebenen Symptomen: Sie werden dumm, dick, faul, traurig, aggressiv, alles zusammen oder von jedem etwas. Eine oft zu hörende psychoanalytische Diagnose lautet, dass ihr »psychischer Apparat« aus den Fugen gerät: Das Es wird anspruchlich, das Überich lückenhaft, das Ich sublimierungsunfähig. Psychostrukturell

gesprochen beobachten wir eine »Regression«, psychosozial eine Zunahme seelischer Auffälligkeiten und Abweichungen.

Dieses Szenario explorierte ich im *ersten Kapitel* und komme zu dem Ergebnis, dass solche Befürchtungen überwiegend unbegründet sind. Die meisten Kinder und Jugendlichen entwickeln sich gut, fühlen sich in ihren Familien wohl, verbringen genug Zeit mit ihren Eltern und Freunden, sind mit der Art, wie sie erzogen werden, zufrieden, haben genügend Zeit für sich selbst, sind in Schule und Freizeit nicht gestresst, kommen mit den neuen Medien gut zurecht und liefern insgesamt wenig Gründe für pessimistische Einschätzungen.

Im *zweiten Kapitel* gehe ich entsprechenden Befürchtungen in Bezug auf die Erwachsenen nach. Sind sie narzisstisch, zu Symbolisierung und Triebaufschub zunehmend unfähig, vom Jugendwahn befallen, dem Körperkult in Gestalt Schönheitschirurgischer Eingriffe verhaftet, schlucken sie Pillen, um ihre Probleme zu lösen, und erliegen so einer »Abfuhrkultur« und Sofortbefriedigungsmentalität, die sie von der langfristigen Lösung ihrer Probleme abhält? Auch hier zeige ich, dass das Gesamtbild weniger furchteinflößend ist und die Erwachsenen reifer sind, als ihnen in der einschlägigen Literatur nachgesagt wird.

Nachdem solcherart das Szenario einer regressiven Entdifferenzierung der Seele abgehandelt ist, wende ich mich im *dritten Kapitel* ihrem Gegenteil zu, der Theorie progressiver Differenzierung. Sie besagt, dass in Anbetracht tiefgreifender Enttraditionalisierungs- und beschleunigter Modernisierungsschübe der ständige Umbau der Persönlichkeit in den Vordergrund tritt. Er wird unter dem Begriff der Selbsterfindung behandelt, welche das Ziel der Selbstbefreiung abgelöst oder zumindest überlagert haben soll. Die Psyche befindet sich dieser Sichtweise zufolge in einem nicht nur erzwungenen, sondern auch erwünschten Prozess ständiger kreativer Selbsttransformation, die Identität wird patchworkartig, das Selbst situativ oder transitorisch, was von den einen begrüßt, von

den anderen bedauert wird. Ich halte die Nachricht vom Verschwinden fester Persönlichkeitsstrukturen für übertrieben und arbeite neben den Stärken die meines Erachtens wesentlichste Schwäche der Selbsterfindungstheorie heraus: Sie überschätzt das Ausmaß der neuen Freiheiten ebenso wie die Fähigkeit zur Selbstgestaltung. Kehrseitig unterschätzt sie sowohl die Bedeutung sozialstruktureller Restriktionen für die Möglichkeiten der Selbsterfindung als auch den sie begrenzenden Einfluss frühkindlicher Erfahrungen. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass die Entwicklung der Persönlichkeit von den Beziehungserfahrungen in der frühen Kindheit abhängt und dass späteren Persönlichkeitsveränderungen engere Grenzen gesetzt sind, als die Theorie der Selbsterfindung annimmt.

Im *vierten Kapitel* befasse ich mich mit dem Wandel der Adoleszenz sowie erneut mit der Frage, welche Probleme sich mit der Erziehungsliberalisierung und der sie begleitenden Entkonfliktualisierung der Eltern-Kind-Beziehung ergeben haben. Ein wesentliches Problem soll im Autoritätsverlust der Eltern bestehen, der durch übermäßige Nachgiebigkeit, Konfliktscheu und Erziehungsvermeidung hervorgerufen wird. Er soll kuriert werden durch eine Rückkehr zu mehr Disziplin. Ich »dekonstruiere« diese Idee und spezifiziere, was unter einer demokratischen Erziehung zu verstehen ist. Außerdem gebe ich einen Überblick über die Vorkommenshäufigkeit von gravierenden Erziehungsproblemen. Abschließend versuche ich zu klären, warum in Erziehungsdebatten – unbegründeterweise – meist Katastrophenszenarien vorherrschen.

Im *fünften Kapitel* gehe ich der Frage nach, wie Kinder und Jugendliche unter modernen Bedingungen des Aufwachsens, in denen die Eltern stärker Emotionseltern sind als früher und weniger Rollenvorbilder, die für ein Leben in der Gesellschaft vorbereiten, überhaupt noch in die Gesellschaft integriert werden. Ich behandle Befürchtungen, die besagen, der Prozess der Individualisierung und Pluralisierung habe dazu geführt, dass sich jeder nur noch um sich selbst kümmert, eine Ellenbogen-

mentalität entwickelt hat und soziales Engagement vermissen lässt, weshalb der soziale Zusammenhalt verlorengelasse. Auch hier komme ich zu anderen Ergebnissen, unter anderem dem, dass der wachsende Individualismus kooperativ, nicht egozentrisch ist, soziales Engagement kausal hervorbringt und nicht zu dessen Niedergang beiträgt. Dadurch wird der Wegfall von Traditionen hinsichtlich möglicher negativer Folgen für die Sozialintegration kompensiert, und es wird verhindert, dass sich spätmoderne Gesellschaften in eine Ansammlung von Monaden verwandeln.

Im *sechsten Kapitel* frage ich zunächst, ob liberalisierte Erziehungs- und Sozialisationspraktiken zu einem Gewinn an Autonomie geführt haben oder nicht auch zu allerlei Fehlentwicklungen, wie sie unter Stichworten wie »fürsorgliche Belagerung«, »Hotel Mama«, »Parentifizierung«, »Kind als Projekt« etc. thematisiert werden. In diesen Konzepten wird die Befürchtung angesprochen, zuwendungsorientierte und demokratisierte Erziehungsweisen würden die kindliche Autonomieentwicklung gefährden. Träfe dies zu, so wäre die ursprüngliche Absicht, die mit ihnen verbunden war, nämlich Selbständigkeit und freie Entfaltung der Persönlichkeit zu fördern, als »Schuß nach hinten« losgegangen. Die Befundlage hierzu ist komplex, deutet aber insgesamt in Richtung einer autonomieförderlichen Wirkung moderner Erziehungsmethoden. Danach wende ich mich der Frage nach den psychologischen Folgen dieser Erziehung zu und postuliere, in Abgrenzung von den bekannten Typen der autoritären Persönlichkeit (Adorno et al. 1950) und des narzisstischen Sozialisationstyps (Ziehe 1975), eine »postheroische Persönlichkeit«. Ich beschreibe ihre Merkmale und stelle das Problem in den Mittelpunkt, ob ihre wesentlichen Eigenschaften, nämlich die größere Flexibilität und größere innere Freiheit und Lebendigkeit, nicht um den Preis einer größeren Labilität und Verletzlichkeit erkaufte werden. Der Verlust von Charakterstarre ginge dann mit einem Verlust von Charakterstärke und Belast-

barkeit einher. Dies ist teilweise der Fall, weshalb ich diese Entwicklung als ambivalent betrachte.

Im *siebten Kapitel* behandle ich einige mögliche Einwände gegen den von mir behaupteten Zusammenhang von Erziehungswandel und Persönlichkeitswandel. Manche Theorien und Autoren gehen nämlich davon aus, dass die psychische Strukturbildung Eigengesetzlichkeiten gehorcht und deshalb kulturelle Veränderungen die Persönlichkeit in ihren Tiefenstrukturen nicht nachhaltig affizieren, sondern nur deren Oberfläche und Erscheinungsbild verändern. Diese Behauptung einer Tiefenstrukturkonstanz bei bloß symptomatischem Oberflächenwandel hat Vor- und Nachteile, die gegeneinander abgewogen werden. Die Nachteile überwiegen, so dass in der bis zu diesem Punkt entwickelten »Vierfelderwirtschaft« (regressive Entdifferenzierung, progressive Differenzierung, ambivalente Entwicklung, Strukturkonstanz bei Oberflächenwandel) das dritte Szenario einer ambivalenten Entwicklung am meisten überzeugt. In ihm ist, trotz aller Ambivalenz, insgesamt eine »Nettofortschrittsdiagnose« bezüglich des kindlichen Wohlbefindens enthalten.

Im *achten Kapitel* befasse ich mich mit einer der wichtigsten Herausforderungen für eine solche Diagnose, nämlich der weitverbreiteten Überzeugung, Kinder, Jugendliche und Erwachsene würden unter dem Einfluss moderner Lebens- und Arbeitsbedingungen – die häufig als neoliberal, turbokapitalistisch, leistungshypertrophiert, übermäßig beschleunigt und prekär beschrieben werden – seelisch immer kränker. Ich zeige, warum wir das glauben, obwohl (mich) die Anhaltspunkte dafür nicht überzeugen. Eine der zentralen Ideen in diesem Kapitel ist, dass nicht die Krankheiten zunehmen, sondern die Sensibilität für sie sowie für Befindlichkeitsstörungen, die früher entweder gar nicht wahrgenommen oder sehr viel rustikaler weggesteckt wurden.

Ich betrachte den Sensibilitätszuwachs im Umgang mit psychischen Problemen als einen zivilisatorischen Fortschritt, der

allerdings auch seine Kehrseite hat: eine erhöhte (Dauer-)Besorgnisbereitschaft hinsichtlich immer auch vorhandener und neu entstehender Probleme. Gibt man diesbezüglichen Befürchtungen übermäßig Raum, so führt das jedoch zu einem verzerrten Bild von Kindern und ihren Familien. »Die Geschichte der Kindheit, man schaue sich um, ließe sich in Deutschland als Erfolgsgeschichte erzählen. Man könnte aus ihr Kraft schöpfen, eine Idee für die Zukunft entwickeln und eine Vorstellung von dem, was fehlt. Auch für das, was möglicherweise verloren geht. Statt dessen spricht das Land in Moll. Kinder? Sehr problematisch!« (Krupa 2006, S. 4). Um diese Molltöne durch eine andere Tonart anzureichern, plädiere ich für eine realistische Einschätzung von Chancen und Gefahren, nicht für eine »Spürhundmentalität«, die jede individuelle, familiäre und soziale Veränderung vorwiegend auf ihre potentiellen Gefährdungen hin absucht und damit unvermeidlich aggraviert. »Jede Epoche erzeugt ihre eigenen Eltern-Kind-Spannungen; dem ausgehenden 20. Jahrhundert gebührt das Verdienst, im Verhältnis der Generationen die Gewalt zugunsten der Diplomatie zurückgedrängt zu haben. Hinter diese Leistung sollte niemand mehr zurückwollen ...« (Sichtermann 2001, S. 55).

Vielleicht ist noch mitteilenswert, dass mich die Befunde und Ergebnisse, die in diesem Buch dargestellt werden, selbst überrascht haben. Aufgeschreckt von dramatischen Zeitungsmeldungen und schrillen Fernsehsendungen bin ich zunächst davon ausgegangen, dass die Lage bedenklich ist. Fast jedes Mal jedoch, wenn ich solchen Berichten genauer nachgegangen bin, stellte sich heraus, dass die Lage besser war, als die Berichte suggerierten. Nach fast fünf Jahren Arbeit geht es mir nun wie dem Ethnologen, der einem Witz zufolge eines Tages beim Frühstück zu seiner Frau sagt: »Liebe Frau, es existieren so viele Mythen, Gerüchte und schreckliche Geschichten über die Indianer. Ich will das alles einmal genauer untersuchen.« Seine Frau antwortet: »Nun ja, wenn's der Wahrheitsfindung

dient.« Nach vielen Jahren kehrt er zurück. Die Frau begrüßt ihn an der Haustür und sagt: »Schön, dass du wieder da bist. Nun erzähle doch mal: Was hast du bei den Indianern eigentlich gelernt?« Und der Ethnologe antwortet: »Ich habe gelernt, dass alles halb so wild ist.« So ist es mir beim Studium zu diesem Buch über die Situation von Kindern, Eltern und ihren Familien auch ergangen.

Kapitel 1 **Kindheit heute:** **Ein problemorientierter Überblick**

Einleitung

Die in den 1960er Jahren einsetzende Erziehungsliberalisierung scheint mittlerweile an ihre Grenzen gekommen zu sein. Es mehren sich die Stimmen, denen zufolge dieser Prozess mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. Die Demokratisierung der Eltern-Kind-Beziehung, aber auch die der Paarbeziehung, soll – unter anderem wegen ihres erhöhten Aushandlungsbedarfs – zu Nebenwirkungen in Gestalt dauerhafter Konfliktspannungen, Überanstrengung und wachsender Unzufriedenheit geführt haben, welche die Stabilität der Familien und damit die Bedingungen für ein gesundes Aufwachsen von Kindern gefährden. Auch andere gesellschaftliche Entwicklungen wie die wachsende Bedeutung der elektronischen Medien, die zunehmende Berufstätigkeit von Müttern oder der Leistungsdruck in Schule und Freizeit werden überwiegend als Bedrohungen für die kindliche Entwicklung wahrgenommen.

Im folgenden Kapitel behandle ich Bedenken, wonach Medienkonsum, elterlicher Zeitmangel, Bindungsschwäche und Konflikthaftigkeit in der Familie sowie Schul- und Freizeitstress negative Auswirkungen auf die Kinder haben. Das Ergebnis ist, dass solche Befürchtungen übertrieben oder unzutreffend sind. Die meisten Kinder kommen mit den modernen Bedingungen des Aufwachsens gut zurecht und sind mit sich, ihren Eltern und ihren Lebensumständen überwiegend zufrieden.

Medien

Der Einfluss der Medien: Ein Verfallspanorama

In pessimistischen Einschätzungen der kindlichen Entwicklung wird häufig auf den Einfluss von Fernsehen und Computer hingewiesen. Die dadurch bedingte Medialisierung von Erfahrung soll deren angemessene Verarbeitung beeinträchtigen. Sensorische Überstimulierung und immer schnellere Zeitrhythmen erlaubten es nicht mehr, den Erfahrungen, die man macht, Bedeutung zu geben. Statt dessen förderten sie ein regressives Ausweichen vor diesem Prozess mit dem Resultat, dass die Fähigkeit zur psychischen Repräsentation und Symbolisierung beeinträchtigt werde. Zunehmend würden nur noch Erlebnisfetzen und Erfahrungsfragmente in der Seele zirkulieren, die aber keine entwicklungsfördernde Kraft mehr hätten. In der gegenwärtigen Gesellschaft, so heißt es, treten schnell erreichbare Befriedigung, Abfuhr, Spaß, Nervenkitzel und manische Erregung an die Stelle von Triebaufschub, Verzicht, Einsicht, Trauerarbeit und die Fähigkeit zur Erfahrungsverarbeitung. »Unser Lebenstempo wird immer mehr von der Schnelligkeit der letzten Prozessor-Generation diktiert. Von der Wiege an sind die Kinder mit rasanten elektronischen Medien konfrontiert. ... Die Eltern als Medien sind vielfach durch andere Medien ersetzt. Für viele Kinder heißt Objektbeziehung, an superschnelle elektronische Geräte praktisch körperlich angeschlossen und mit ihnen verklebt zu sein ... *Download* tritt an die Stelle von Verinnerlichung, *drag and drop* an die Stelle tieferer Beziehungen, Optionen ohne Reue ersetzen verantwortliche Entscheidung und ertragenen Verzicht ...« (Balzer 2006, S. 30 f.).

Der zitierte Autor steht mit solchen Aussagen nicht allein. Auch andere behaupten eine medienbedingte Veränderung der sozialisatorischen Grundkonstellation mit negativen Auswirkungen. Ermann etwa meint: »Der zunehmende Gebrauch von

technischen Medien als Mittel der Bezugnahme zum Leben und der Ersatz der personalen durch mediale Bezogenheit spiegelt eine immer weiter verbreitete Qualität in den frühen Objektbeziehungen wider, die man als Tendenz zur Entfremdung in den Primärbeziehungen bezeichnen kann. Tatsächlich sind die gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen mit der Verflüssigung von Strukturen und Beziehungen immer weniger darauf ausgerichtet, soziale Bedürfnisse von Säuglingen, Kleinkindern und Heranwachsenden zu wecken und kontingent zu beantworten.« (2003, S. 187) Aus diesem Mangel resultiert nach Ermann chronische Frustration, süchtige Fixierung auf das Medium und zugleich dauerhafte Leere, die durch noch mehr Medienkonsum gefüllt wird. Den daraus folgenden medialen Sozialisationstyp betrachtet er als zeitgemäße Fortentwicklung des narzisstischen Sozialisationstyps der 1970er und 1980er Jahre. Sein zentraler Bestandteil ist soziale Resignation, weil durch die ausbleibende Spiegelung des nicht antwortenden Mediums eine Überzeugung von der Irrelevanz der eigenen Bedürfnisse entsteht (ebd., S. 186, 191).

Ein dritter Autor (Winterhoff-Spurk 2005) zeichnet ein etwas anderes, allerdings ebenfalls negatives Bild. Er beschreibt weder Leere noch Resignation noch Sucht als kennzeichnend, sondern eher das Gegenteil, ein Hervortreten hysterischer, nicht narzisstischer Persönlichkeitszüge im Gefolge der Allgegenwart von Fernsehen und Computer. Sozialisationstheoretische und medienpsychologische Überlegungen führen ihn zur Diagnose eines neuen Sozialcharakters, den er »Histrion« nennt – in Anlehnung an die sogenannte histrionische (früher: hysterische) Persönlichkeit (sstörung). Der Histrion ist nicht nur »ein guter Darsteller wechselnder Gefühle; vielmehr gelten als weitere Charaktermerkmale seine schnelle Erregbarkeit, auch Aggressivität und Halsstarrigkeit, verführerisches Verhalten, oft verbunden mit sexuellen Problemen, Suggestibilität und aktiven Abhängigkeitstendenzen, ferner Egozentrismus, emotionale Labilität und theatralisches Verhalten« (ebd., S. 38).

Diese Eigenarten sind nach Winterhoff-Spurk einerseits durch Bindungsschwäche in der Familie bedingt, welche die Kinder dazu zwingt, durch aufmerksamkeitsheischendes, theatralisches Verhalten die unsichere Zuwendung der Eltern auf sich zu ziehen; andererseits wird die so angelegte Tendenz zum Theatralischen durch die Medien prämiert und stabilisiert. Während der Familienhintergrund des Narzissten durch kalte, dominierende und gleichzeitig überfürsorgliche Mütter gekennzeichnet ist, die ihren eigenen unerfüllten Ehrgeiz an den Kindern auslassen, entstehen Histrios in nahezu entgegengesetzten Kontexten. Ihr familiäres Umfeld ist durch Bindungsunsicherheit, mangelnde mütterliche Zuneigung, geringe Impulskontrolle und theatralische Inszenierungen gekennzeichnet (ebd., S. 173).

Dem Fernsehen wird neben dem Elternhaus auch deshalb eine große Bedeutung zugeschrieben, weil es die Eltern als Sozialisationsinstanz zunehmend ablöst. Diese Aussage wird aus Befunden über die schwindende Vorbildfunktion von Eltern abgeleitet (Winterhoff-Spurk 2008, S. 180 ff.). Als Beleg für diesen Schwund wird angeführt, dass Kinder und Jugendliche häufiger als früher Medienstars und seltener ihre Eltern als Vorbilder nennen. Die »parasozialen« Beziehungen zu solchen Stars würden das Denken und Fühlen bestimmen. Insbesondere bindungsunsicher aufgewachsene Kinder seien anfällig für solche Formen medialer Kompensation. In dieser Theorie ist es also – entgegen dem suggestiven Untertitel (2005) – nicht so sehr der Fernsehkonsum, der den Charakter formt, sondern es ist nach wie vor die Familie. Das Fernsehen und andere gesellschaftliche Einflüsse begünstigen oder verstärken nur, was in der Familie grundgelegt wird, insbesondere deren Defizite.

In Absehung von weiteren Feinheiten der Argumentation und diagnostischen Fragen (narzisstisch oder hysterisch) sowie unter Berücksichtigung von hier nicht näher dargestellter Literatur kann man die einschlägigen Topoi der kritischen Diskussion über den Einfluss des Medienkonsums auf die Per-

sönlichkeitsentwicklung von Kindern so zusammenfassen (s. a. Ahrbeck 1997, Kap. 6; Ahrbeck 2002): Erstens ist die psychische Integrationsfähigkeit der Kinder von der wachsenden Reizflut überfordert. Zweitens werden die Erwachsenen wegen des zunehmenden Lebenstempos und der Unsicherheit ihrer Existenz immer ängstlicher und unsicherer, was sich den Kindern mitteilt. Drittens führt der wachsende Gebrauch von Computerspielen zu einer Mischung aus Erregung, Monotonie, Disposition zur Sofortbefriedigung und Ablenkung vom inneren Erleben, die eine Konzentration auf innere Erfahrungen und deren Verarbeitung verhindern. Viertens werden infantile Omnipotenzphantasien stimuliert. Fünftens tritt durch den Einfluss des Fernsehens und Internets die Welt der Erwachsenen, unter anderem in Gestalt von Pornographie und Gewalt, ungefiltert ins Kinderzimmer, was zu einer Überforderung der Kinder führt.

In den verschiedenen, hier nur umrisshaft dargestellten Erklärungsansätzen vermischen sich in unterschiedlicher Weise Beobachtungen zum Medienverhalten mit sozialisationstheoretischen Überlegungen über mangelnde Sensibilität in Primärbeziehungen oder Bindungsschwäche in der Familie und konvergieren in der Diagnose des Verlusts stabiler charakterbildender Instanzen und Fähigkeiten.

Historische Relativierungen des Verfallspanoramas

Eine gewisse Skepsis hinsichtlich dieser Diagnose ist angebracht, denn die Geschichte der Medien ist auch eine Geschichte nicht eingetretener Befürchtungen. Zu trauriger Berühmtheit hat es Platons Kritik des Mediums Schrift gebracht. Ihr zufolge ist, wer etwas aufschreibt, nur zu faul zum Auswendiglernen; außerdem verrät er den Geist an die Materie (Hörisch 2004, S. 185); die Einführung von Zeitungen in engli-

schen Kaffeehäusern des 17. Jahrhunderts war von der Befürchtung begleitet, bald sei nur noch das tote Rascheln der Blätter und nicht mehr das lebendige Gespräch zu hören; die stärkere Verbreitung des Lesens ab Mitte des 18. Jahrhunderts führte zu Bedenken über Lesesucht, die im Verdacht stand, insbesondere Frauen träumerisch und realitätsflüchtig zu machen (R. Habermas 2002, S. 352 ff.); die Erfindung des Kinos am Beginn des 20. Jahrhunderts war begleitet von Befürchtungen über mögliche Gesundheitsschäden durch die Geschwindigkeit der erstmals bewegten Bilder; außerdem erzeugten die gehetzten, erregten Bilder eine manische Atmosphäre und fieberhafte Vorstellungen, die der Realität nicht mehr entsprächen; deshalb verkümmere bei den betörten Massen das Denken und Argumentieren (Blom 2008, S. 356 ff.); die Erfindung des Telefons wiederum führte zu Klagen über nervöse Schocks wegen des überraschenden, schrillen Lätens (Radkau 1998, S. 193, 253); die Fotografie wurde mit großem Misstrauen betrachtet, weil sie zu Momentpersönlichkeiten führe oder die Zeit still stelle (was auch wieder nicht recht war, obwohl man es angesichts des rasenden Kinos als Ausgleich hätte begrüßen können); in einem Kommentar aus dem Jahr 1900 heißt es zusammenfassend: »Es wird immer schlimmer werden. Röntgenstrahlen durchdringen dich, Kodaks photographieren dich im Vorbeigehen, Phonographen zeichnen deine Stimme auf, Flugzeuge bedrohen uns von oben ... und wir kommen dem Tag immer näher, an dem nur noch Illusion und Maskerade regieren werden.« (zit. nach Blom 2008, S. 364, 366)

Und so ging es weiter. Die Verbreitung der Comics Anfang der 1960er Jahre führte zur Kritik, durch sie gingen Vorstellungsfähigkeit und Phantasie verloren (die 50 Jahre vorher noch durch das Kino überhitzt worden waren); die Befürchtung der Phantasieverarmung durch Bilderflut begleitete auch die Einführung des (Privat-)Fernsehens und heute die der Computerspiele. Die Chronologie der Bedenken ist häufig dieselbe: Am Anfang stehen solche über die Förderung von

Regression, Realitätsflucht, Gesundheitsschädigung und Gewalttätigkeit, dann folgen andere Gefährdungen wie Verarmung der Konzentrations-, Lese- oder Sprachausdrucksfähigkeit. Alle diese Befürchtungen sind, was die Zeitungen, das Kino, das Telefon, die Fotografie, das Flugzeug und die Röntgenstrahlen angeht, nicht eingetroffen. Wie sieht es diesbezüglich mit Fernsehen und Computer aus?¹

1 Den beeindruckenden Büchern von Radkau (1998) und Blom (2008) kann man entnehmen, dass praktisch alles, was heute als neu, bedrohlich oder krankmachend angeführt wird – wie Reizüberflutung, Beschleunigung des Lebens und des sozialen Wandels sowie Informationsüberflutung durch Medien –, schon vor 100 Jahren unter demselben Verdacht stand. Die Urbanisierung, der Telegraph, das Automobil, die Zeitungen, das Kino, das Variététheater, der Terrorismus, der Arbeitsprozess in den Fabriken, der Starkult und, immer wieder, die Tempobeschleunigung, sollten Nervosität und Unruhe bewirken, welche die Verarbeitung von Erfahrung sowie das Erleben von Zeit beeinträchtigen und zu einer Gefühlskultur führen, in der Gefühle nur noch oberflächlich dargestellt, aber nicht mehr erlebt würden. All das wird heute ebenfalls bevorzugt den neuen Medien und der allgemeinen Beschleunigung des Lebensstemplos angelastet. Zurückhaltung bezüglich dieser Diagnosen legen insbesondere solche Beispiele aus der Geschichte nahe, die uns heute abwegig erscheinen, damalige Zeitgenossen aber völlig überzeugten, etwa der ausgiebig diskutierte Zusammenhang zwischen Fahrradfahren, Beschleunigung und sexueller Erregung (Blom 2008, S. 293, 310). Shorter (1992, S. 360 f.) ist deshalb skeptisch hinsichtlich *aller* Beschleunigungsdiagnosen: »Es darf füglich bezweifelt werden, daß das ›Lebenstempo‹ jemals wirklich wechselt. Zu allen Zeiten und allerorten glaubten und glauben Menschen, in einer besonders ›hektischen‹ oder ›nervösen‹ Welt zu leben: im Europa des ausgehenden achtzehnten und im Amerika des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts nicht weniger als heute fast überall auf dem Globus.« Und zu allen Zeiten sahen Ärzte oder andere Zeitgenossen das Nervensystem durch zu schnelles Essen, Trinken, Fahren, zu viel Geschäft, Straßengewühl, Verkehrsgetöse in Gefahr. Die Kurempfehlung war auch immer dieselbe: Entschleunigung und auf die Genussbremse treten (ebd.). Böhme (2009, S. 80 f.) konstatiert ebenfalls, die derzeitige allseitige Beschleunigung drohe einerseits alle Dimensionen des Menschlichen zu sprengen, andererseits würden die Menschen das Tempo eigentümlich unberührt wegstecken. Eine gänzlich andere Auffassung vertritt Rosa (2005). Er meint, die Beschleunigung habe mittlerweile ein Ausmaß erreicht, welches das aufklärerische Projekt der Autonomie fundamental bedrohe (Kritik bei Reiche 2011).

Systematische Relativierungen des Verfallspanoramas

Medienkonsum: Umfang und Folgen im Überblick

Zunächst einige Daten zum Medienkonsum. Kinder und Jugendliche verbringen heute gut ein Drittel ihrer Freizeit von täglich etwa sechs Stunden mit Medien. Nach Altersgruppen aufgeschlüsselt sehen Kinder im Alter von 3 bis 5 Jahren durchschnittlich 76 Minuten am Tag fern; zwischen 6 und 13 Jahren steigt der Konsum auf 90 Minuten; bei den 13- bis 19-Jährigen beträgt er zwei Stunden. Bezieht man andere Medien wie PC und Videospiele mit ein, so liegt der Gesamtmedienkonsum höher. Fernsehen bleibt allerdings das Hauptmedium. Die Streubreite ist erheblich und erstreckt sich von einer Stunde bei »Wenigsehern« bis auf drei Stunden und mehr bei »Vielsehern«. Etwa 10 % der Kinder sind Vielseher, ein harter Kern von 5 % sieht täglich fünf Stunden fern. Erwachsene sehen im Mittel dreidreiviertel Stunden fern. Ihr Konsum hat sich seit der Einführung des Privatfernsehens 1985 fast verdoppelt (Winterhoff-Spurk 2008, S. 173). Diese Durchschnittszahl kommt durch den hohen Fernsehkonsum alter Leute zustande. Erwachsene unter 65 Jahren sehen im Durchschnitt knapp drei Stunden fern, alte Menschen bis zu fünf Stunden. Unklar ist, ob sie wirklich so viel fernsehen oder den Fernsehapparat nicht teilweise nur als »Hintergrundgeräusch« benutzen.²

2 Daten nach Fries (2002, S. 138), Spitzer (2005, S. 122), Gatterburg (2007, S. 44), Rittelmeyer (2007, S. 28 ff.) und Peuckert (2008, S. 150). In der Gruppe der 15-jährigen männlichen Jugendlichen sind es knapp 16 %, deren gesamter Medienkonsum (Fernsehen, DVD, Internet, Handy, Computerspiele) viereinhalb Stunden täglich übersteigt. Als computersüchtig werden in dieser Altersgruppe 3 % der Jungen und 0,3 % der Mädchen eingeschätzt (Dahlkamp 2009). Weitere Daten zur Mediennutzung, auch anderer Altersgruppen, finden sich bei Lampert et al. (2007). Die Autoren konstatieren unter anderem eine schichtspezifische Häufung von Vielsehern in der Unterschicht, eine geschlechtsspezifische Präferenz von Handygebrauch und Musikhören bei Mäd-

Anderen Angaben zufolge verbringen Kinder im Alter von 6–13 Jahren zweieinhalb Stunden mit Medien, einschließlich Printmedien. Die Hälfte der Zeit entfällt auf Fernsehen, eine halbe Stunde auf den PC. Der Fernsehkonsum sinkt und der PC-Gebrauch steigt in den Folgejahren. Ein großer Teil der Mediennutzung findet in Gesellschaft statt. Bei 54 % der PC- und bei zwei Dritteln der Fernsehaktivitäten sind Eltern, Geschwister oder Freunde zugegen. Klischeevorstellungen von Kindern, die einsam vor sich hinschießend Gewaltspielen fröhnen, sind weit verbreitet, zeigen aber nur, wie wenig Kontakt die Erwachsenen zur Lebenswelt ihrer Kinder manchmal haben oder wie sehr sie medialen Alarmberichten aufsitzen (Casu/Krebs 2010, S. 21). Beispiele wie das folgende sind also eher selten. »In einem Extremfall bei einer amerikanischen Untersuchung verbrachte ein Kind nach Angaben der Eltern fast 40 Stunden wöchentlich vor dem Fernsehgerät; tatsächlich hingesehen hat es – wie die Auswertungen von Videoaufnahmen des Kindes beim Fernsehen zeigten – während dieser Zeit aber nur 3,4 Stunden« (Winterhoff-Spurk 2004, S. 59 f.). Das Beispiel verdeutlicht, dass die wirkliche Gefahr eher vom Parken des Kindes vor dem Fernsehen ausgeht als von seinem exzessiven Konsum. Dann aber sozialisiert nicht das Medium das Kind, sondern die Eltern vernachlässigen es. Dieser Sachverhalt der Bedeutung der Eltern für Häufigkeit und Wirkung des Medienkonsums kommt auch in den bekannten Befunden zum Ausdruck, dass Eltern, die sich wenig mit ihren Kindern beschäftigen, Kinder haben, die relativ mehr fernsehen (Petzold 1999, S. 121), dass elterlicher und kindlicher Fernsehkonsum hoch korrelieren (Fries 2002, S. 139) und dass Familien mit einer entwickelten Gesprächskultur weniger Zeit mit Fernsehen und mehr mit Lesen verbringen (Fuhrer 2005, S. 318).

chen bzw. Computer, Spielkonsole und Internet bei Jungen, sowie einen Zusammenhang zwischen Vielsehen und Übergewicht.

Der grundlegende Einwand gegen die These von der Sozialisation durch Medien lautet also: Sie berücksichtigt zu wenig, dass der Medienkonsum und seine Effekte stark vom familiären Kontext abhängen, in dem er stattfindet. Letztlich ist es dieser Kontext, der hauptsächlich die Effekte bestimmt, und nicht so sehr der Medienkonsum selbst. Insbesondere die Wirkung von Gewaltdarstellungen hängt nachweislich in hohem Maße davon ab, ob die Eltern mit dem Kind fernsehen und solche Szenen mit ihm besprechen oder nicht. Im Übrigen gilt, dass Medienbrutalität eher vorhandene Aggressionen kanalisiert als neue hervorruft, auch wenn Letzteres ebenfalls eine Rolle spielen kann (Huesmann et al. 2003; Gleich 2004, S. 610). Die Befürchtung, Fernsehen oder Computerspielen würde die Phantasietätigkeit, die Sprachfähigkeit, die Lesefähigkeit oder die Emotionsverarbeitung beeinträchtigen, erweist sich bei genaueren Untersuchungen entweder als falsch, übertrieben oder nur für bestimmte Subgruppen exzessiver Konsumenten zutreffend. Bei ihnen ist es aber, wie erwähnt, regelmäßig nicht der exzessive Konsum als solcher, sondern in erster Linie der ihm zugrundeliegende vernachlässigende familiäre Kontext, der die primäre Ursache für Einschränkungen in den genannten Bereichen darstellt (Hoppe-Graff/Kim 2002, S. 916 ff.; Winterhoff-Spurk 2004, S. 72, 164, 171).³

3 Spitzer (2005) stellt verschiedene Studien dar, die belegen, dass es auch nach Herausrechnung soziodemographischer und sonstiger Variablen einen eigenständigen negativen Einfluss des Fernsehkonsums auf Schulleistungen und die Neigung zu Gewalttätigkeit gibt. Kunczik/Zipfel (2006) bewerten jedoch in ihrem erschöpfenden Überblick die Befunde zum Zusammenhang von gewalthaltigem Medienkonsum und späterer Gewaltneigung erheblich zurückhalten-der als Spitzer. Johnson (2005) vertritt die Auffassung, dass der Anstieg der durchschnittlichen Intelligenz in den Industrieländern unter anderem auf Fernsehen und Computerspiele zurückzuführen ist. Auch andere Autoren sehen durchaus einen förderlichen Einfluss bei gemäßigt Konsum (Kurzüberblick bei Gatterburg 2007 und Sekareva 2009). Als Standardempfehlung gilt: Zwischen null und drei Jahren kein Medienkonsum, weil die Kinder kaum verstehen, was sich auf dem Bildschirm abspielt; zwischen drei und sechs Jah-

Auch die häufig zu hörende Idee, Fernsehen oder Computerspielen sei ein Medium der Erregungssuche und -abfuhr, ist unterkomplex. Zum einen wird in der Regel ein mittleres Erregungsniveau gesucht und kein maximales; zum andern sind eine Reihe anderer Motive ebenso wirksam, die in direktem Kontrast zu der behaupteten Erregungssuche stehen, wie etwa das Bedürfnis nach Entspannung, Geselligkeit, Ablenkung und Information (Winterhoff-Spurk 2004, S. 49).

Schließlich ist auch der Verdacht, Medien förderten die Oberflächlichkeit, nicht neu. Schon 1787 diagnostizierte der Hallenser Universitätsdirektor August Hermann Niemeyer bei der jüngeren Generation einen Mangel an Bereitschaft, sich anzustrengen und eine schleichende Erschlaffung der ganzen Denkungsart, die zu einer Verschiebung des Tugendkanons von Arbeit, Wissenschaft und Pflichterfüllung hin zu Trägheit, Sinnlichkeit und Hedonismus führe. Für die Untergrabung wahrer Geisteskultur verantwortlich waren damals nicht Fernsehen und Computer, sondern der schöne Schein des bürgerlichen Schauspiels, die Imaginationskraft der populären Unterhaltungsliteratur und die Sensationshascherei in den Journalen. Statt Licht in die dunklen Tiefen des Daseins zu bringen, wür-

ren zusammen mit den Eltern und nicht mehr als eine Stunde; eine langsame Steigerung bis zum Alter von zehn Jahren ist erlaubt; mit drei Stunden täglich soll auch bei älteren Jugendlichen die Gefahrengrenze erreicht sein. Die kanadische Langzeitstudie von Pagani et al. (2010) ergab recht heterogene Ergebnisse, unter anderem folgende. Erstens: Mit steigendem Bildungsniveau der Eltern sinkt der Fernsehkonsum kleiner Kinder. Zweitens: Mehr als zwei Stunden fernsehen pro Tag im Vorschulalter wirken sich negativ auf eine Reihe von Fähigkeiten und Verhaltensweisen aus, sie beeinträchtigen beispielsweise die Aufmerksamkeit und führen zu mathematischen Minderleistungen im Alter von 10 Jahren. Drittens: Es waren keine negativen Einflüsse auf die Lesefähigkeit oder die Aggressivität nachweisbar. Die Autorinnen empfehlen, entsprechend den Richtlinien der Amerikanischen Akademie für Kinderheilkunde, Kinder in den ersten zwei Lebensjahren überhaupt nicht und im Vorschulalter nicht mehr als zwei Stunden am Tag fernsehen zu lassen.

den Oberflächen ausgeleuchtet. Nicht mehr die inneren Qualitäten des Mitmenschen, sondern lediglich die »Figur«, die er mache, die Dreistigkeit oder Blödheit, mit der er sich produziere, das glatte Gesicht, das er der Welt entgegentrage, bestimmten die gesellschaftliche Wertschätzung (ref. nach Veith 2001, S. 33). Das klingt erstaunlich modern und lässt die zeitgenössischen Klagen über die durch televisionären Medienkonsum angeblich beförderte Oberflächlichkeit, Abfuhrkultur oder narzisstische Inszenierungen ziemlich alt aussehen, denn genau dasselbe wurde schon vor mehr als 220 Jahren dem Schauspiel, den Unterhaltungsromanen und den Zeitungen angelastet.

Resümieren wir die dargestellten Forschungsergebnisse über die Folgen des Medienkonsums, so lautet die Zwischenbilanz, dass es trotz vieler Einzelbefunde – etwa über den Zusammenhang zwischen Medienkonsum und Gewaltneigung oder Medienkonsum und Schulleistungen – letztlich keine überzeugenden Belege für einen Einfluss auf die Charakterbildung gibt (Petzold 1999, S. 121 f.). Am besten gesichert ist derzeit die Schlussfolgerung, dass a) andauerndes Fernsehen oder Computerspielen (> 2–3 Stunden täglich) die Schulleistungen beeinträchtigt, und zwar am ehesten bei weniger intelligenten Kindern der Unterschicht; und dass b) exzessiver medialer Gewaltkonsum die Gewaltbereitschaft steigert, aber nur oder besonders bei schon vorhandener Gewaltneigung. Zwar hat das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen in einer Befragung unter anderem herausgefunden, dass bei männlichen Viert- und Neuntklässlern aus relativ heilen Familien diejenigen Jugendlichen gewaltbereiter sind, die häufiger Kampfspiele spielen. Andere Forscher weisen hingegen darauf hin, dass dies kein Beleg für die gewaltfördernde Wirkung dieser Spiele ist, weil der Zusammenhang auch umgekehrt sein kann: aggressive Kinder bevorzugen aggressivere Spiele. In dieser Sicht sucht sich jeder Jugendliche diejenigen Spiele aus, die zu seiner Persönlichkeit passen (Gleich 2004, S. 596; Goddar 2007). Vermutlich wird sich bei weiterer Forschung herausstellen, dass beides

richtig ist: Aggressiv disponierte Kinder und Jugendliche bevorzugen aggressive Spiele und deren exzessiver Konsum führt dann zu weiterer Aggressionssteigerung (Lukesch 2008, S. 388, 392). Auch ein von soziodemographischen und psychologischen Faktoren unabhängiger aggressionsfördernder Effekt dauerhaften Konsums kann nicht ausgeschlossen werden. Manche metaanalytische Studien kommen zu dem Ergebnis, dass es keine oder kaum Evidenz für den aggressionsfördernden Effekt gewalthaltiger Videospiele gibt (z. B. Ferguson/Kilburn 2009). Andere finden einen eindeutigen, wenn auch nicht besonders stark ausgeprägten Zusammenhang zwischen häufigem Konsum gewalthaltiger Computerspiele und erhöhter Aggression sowie eingeschränkter Empathie (z. B. Anderson et al. 2010). Die zukünftige Diskussion wird sich voraussichtlich daran festmachen, ob und welche Eingriffe die festgestellten, recht moderaten Effektstärken rechtfertigen. Was immer dabei herauskommt, es ändert nichts an der obigen Zentralthese, dass die Wirkung des Medienkonsums in hohem Maße vom familiären Umfeld abhängt, in dem er stattfindet. Summa summarum kann man festhalten: Selbst der teilweise ausgeprägte mediale Gewaltkonsum führt nur bei einer Minderheit der Jugendlichen zu problematischen Folgen. »Von entscheidender Bedeutung hinsichtlich möglicher negativer Effekte von Mediengewalt auf Kinder und Jugendliche ist die familiäre Situation: Kinder aus intakten Familien sind wenig gefährdet, weil genügend kompensierende Einflüsse vorhanden sind.« (Kunczik/Zipfel 2002, S. 32)⁴

4 In einem anderen Sinn diskutiert Altmeyer (2003, S. 61 ff.) den Zusammenhang zwischen Medien und Gewalt. Er will (manche) Gewalttaten, insbesondere die öffentlichkeitswirksamen Amokläufe, nicht aus *Ursachen* erklären, die sich rekonstruieren lassen, nicht aus der Vorgeschichte von Traumata, Kränkungen, Frustration, sozialer Isolierung, Schulversagen, Waffenvernarrtheit, sondern aus den vorphantasierten *Wirkungen*, welche die Tat auf das imaginierte Publikum hat. Die vorphantasierte Wirkung ergibt sich aus einer Allmachtsphantasie, in welcher der Täter das Drehbuch schreibt, die Requisiten,